Zeitschrift: Neujahrsblatt / Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen

Herausgeber: Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen

Band: 90 (1912)

Artikel: Die Geschichte der Stadt Basel von der Trennung des Kantons bis zur neuen Bundesverfassung : 1833-1848 : erster Teil

Autor: Burckhardt, Paul

Kapitel: Litteratur, Kunst, Theater

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1006953

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

geleiteten Turnprüfung der Knaben und besonders den noch wenig bekannten Übungen der Mädchen auf dem Mättlein beim Stachelschützenhause zu.

Litteratur, Kunst, Theater. Was von baslerischer Dichtung in unserm Zeitraum zu erwähnen ist, stammt meist von den gleichen Männern, die wir als Träger des wissenschaftlichen Ruhmes unserer Stadt genannt haben. Vor allen tritt Wilhelm Wackernagels imponierende Persönlichkeit hervor; er vereinigte seine Basler Freunde und Schüler sozusagen zu einer kleinen Dichterschule und veranlaßte sie, an die Öffentlichkeit zu treten. Er selbst gab zusammen mit Hagenbach und A. E. Fröhlich in Aarau die „schweizerischen Alpenrosen" aufs neue heraus; auch in den verschiedenen Weihnachtsgaben, deren Ertrag zu wohltätigen Zwecken bestimmt war, und in Festschriften wie in der des Buchdruckerjubiläums von 1840 erschienen zahlreiche Gedichte Wackernagels und seiner Genossen. Die markige Art des streitbaren Gelehrten und Dichters, seine sichere Empfindung für die Form und seine Freude an scharfer Zuspitzung der Gedanken zeigt sich besonders in seinen größern Sammlungen, so in den 1842 herausgegebenen „Neueren Gedichten" und in den „Zeitgedichten"; hier redet Wackernagels Zorn über das junge Deutschland und sein feuriger Glaube an die Zukunft Deutschlands und Preußens eine kraftvolle Sprache. Drei Jahre später erschien dann das harmlose und vergnügliche „Weinbüchlein". Beiträge zu den Zeitgedichten und andern Sammlungen schrieb auch Wackernagels Kollege Professor B. Reber. Die Schweizergeschichte, die Rebers besonderes Lehrfach war, gab seinem starken und echten patriotischen Empfinden die Stoffe, die er dann drastisch, immer begeistert, oft aber schwülstig zu behandeln pflegte. Von Wackernagels Studienfreund A. Burckhardt erschienen 1845 als Weihnachtsgabe an die Kinder und Mütter der Heimat die bekannten geistlichen Kinderlieder im Dialekt, die sich bis heute in der Kinderstube und unter dem Weihnachtsbaum in vielen Familien lebendig erhalten haben.

Der bedeutendste Dichter neben Wackernagel, ja ihm an schlichter und anschaulicher Darstellungskraft noch überlegen ist K. R. Hagenbach. In seinen weit bekannten geistlichen Liedern, erzählenden Gedichten und Rätseln spiegelt sich die liebenswürdige und fromme Persönlichkeit des Dichters, des Familienvaters und des guten Basler Bürgers wieder. Zu der Fülle von Gelegenheitspoesien, die bei festlichen Anlässen in früheren Jahrzehnten mehr als heute erwartet und geboten wurden, haben Hagenbach und Wackernagel manchen prächtigen Beitrag gespendet. Die erste Sammlung von Gedichten, die Hagenbach im Jahr 1839 herausgab, trägt den Titel: Luther und seine Zeit. Ein inniges Nacherleben jener großen Ereignisse findet hier seinen Ausdruck; das beste Gedicht ist wohl die ergreifende Erzählung vom altgläubigen Organisten zu Bern, der unter der rohen Zerstörung seiner geliebten Orgel beim Bildersturm zusammenbricht.

Wackernagel, Hagenbach und alle ihre Freunde waren dem politischen Radikalismus gründlich abgeneigt; die wenigen radikal gesinnten Dichter des damaligen Basel, wie der junge Redaktor der Nationalzeitung, Emanuel Scherb, und Rudolf Kölner, genannt der Saure, wurden hauptsächlich durch ihre politischen Kampfgedichte bekannt. Es war ihnen zwar auch jenes patriotische Pathos eigen, das sich die Form von Schiller oder Körner leiht; origineller aber war besonders Kölners zügiger und formgewandter Pamphletstil, der freilich weder vor Roheit noch Verleumdung zurückschrak.

Die vielen anspruchslosen und zum Teil wohlgelungenen mundartlichen Gedichte Philipp Hindermanns, des unermüdlichen Kleinbasler Poeten, sind erst meist nach dieser Zeit entstanden und alle erst später erschienen. Doch die harmlose, leicht satirisch gefärbte Darstellung des Kleinstädterlebens paßt auf die vierziger wie auf die fünfziger Jahre, wie zum Beispiel die Gestalt des Schlossers, der in fürchterlichem Ingrimm seinem Beppeli erklärt, was Gewerbefreiheit sei. Auch die Poesien Th. Meyer-Merians, der ursprünglich zu Wackernagels Kreis gehörte, erschienen erst später; ebenfalls die beiden herrlichen kleinen Sammlungen, die ein damals ungenannter Dichter unter dem Namen: „E Hämpfeli Lieder" und „Ferien" herausgab. Ihrer Entstehung nach mochten diese Gedichte Jakob Burckhardts noch zum Teil in die vierziger Jahre hineinreichen.

Große Maler hat das damalige Basel nicht gekannt, aber doch neben manchen begabten und originellen Kunstdilettanten auch einige Künstler, deren Namen und Werke bei uns noch nicht vergessen sind. Als Landschaftsmaler schätzte man besonders J. Miville, der aber schon 1834 starb, und Samuel Birmann, als vorzüglichen Tiermaler Louis Burckhardt; der romantischen Freude am Altertümlichen verdanken wir die vielen heimeligen und reizenden Stadtbilder aus dem alten Basel, die die „Prospektenmaler" wie J. J. Neustück, C. Guise u. a. entwarfen. Die Miniaturmalerei, die z. B. Fr. His, ein Sohn von Peter Ochs, meisterhaft beherrschte, war immer noch beliebt. Die Zeiten der Wirren hatten auch den Karrikaturenzeichnern, besonders dem hochbegabten L. A. Kelterborn, reichlich Stoff zu satirischen Darstellungen gegeben und die aufblühende Lithographie half ihnen zu großer Verbreitung. Der angesehenste Künstler war wohl Hieronymus Heß, der Zeichner und Maler der Karrikaturen, die witzig und derb, oft auch plump allerhand damals stadtbekannte Gestalten oder Schildbürgersitten verspotteten. Seine Zeitgenossen ehrten aber noch mehr den Historienmaler in ihm; so berichtet im Herbst 1844 die Basler Zeitung von „unserm" Hieronymus Heß, er habe eben ein herrliches Aquarell vollendet, das Oekolampads Predigt zu St. Martin darstelle. Zwei Jahre darauf, als die Teuerung, ihre Ursache und ihre Abwehr alle Welt bewegte, fanden Hessens Blätter vom Kornwucher und von der christlichen Mildtätigkeit überall Verbreitung.

Die Gesellschaft, die einen neuen Mittelpunkt des künstlerischen Lebens in der Stadt schaffen wollte, war der im Jahr 1839 gegründete Kunstverein, der bald gegen 300 Mitglieder zählte. Sein erster Präsident war Peter Vischer-Passavant, der nicht nur ein Kunstforscher, sondern auch ein technisch geschulter Landschaftsmaler und Radierer war. In den regelmäßigen winterlichen Zusammenkünften wurden Kupferstiche oder Handzeichnungen vorgelegt und besprochen oder Vorträge gehalten. Sodann, und das war besonders wichtig, veranstaltete der Verein eine permanente Ausstellung, die aus den ihm angebotenen oder von ihm angekauften Werken bestand. Eröffnet wurde sie im Winter 1840/41 in dem Schulhause hinter dem Münster. Aber auch gemeinsame schweizerische Kunstausstellungen wollten die drei Vereine von Zürich, Basel und Bern regelmäßig alle zwei Jahre veranlassen. So hofften sie, ein größeres Publikum zum Sehen, Genießen und Kaufen anzuregen und die schweizerischen Künstler durch bessern Absatz ihrer Werke zu ermutigen. Die erste schweizerische Kunstausstellung wurde am 1. Juni 1840 in den weiten und „grandiösen" Sälen im ersten Stock des Markgräflichen Hofes eröffnet und viel besucht. Der Basler Verein kaufte auch einige Ölgemälde und kleinere Werkchen für 2400 Fr. an. Das war für jene sparsame Zeit schon eine beträchtliche Summe.

Ein Jahr darauf veranstaltete der Verein eine „Ausstellung baslerischer Kunstprodukte aus alter und neuer Zeit" im Stadtkasino; die öffentlichen wie die privaten Sammlungen hatten reichlich beigesteuert und zeigten dem Kunstfreund die Basler Maler in langer, bunter Reihe von Hans Holbein bis zu Heß und His. Noch bevor der Neubau des Museums zur Aufnahme der Kunstsammlung bereit war, wurde diese durch das großartige Vermächtnis eines unglücklichen Basler Künstlers reich beschenkt. Samuel Birmann übergab ihr seine große Sammlung von Gemälden und Kupferstichen und sorgte durch seine Stiftung dafür, daß Basel auch in künftigen Zeiten seine Künstler unterstützen könne.

Erst allmählich hatte im Verlauf der ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts das musikalische Leben Basels einen wirklich künstlerischen Charakter gewonnen, indem tüchtige fremde Berufsmusiker die vielen begabten Dilettanten zu ernster Arbeit gewöhnt und zur Erreichung schöner Ziele gebracht hatten. Die Pflege der Musik war besonders in den höhern Ständen alte Tradition; nur betrachteten manche die Konzerte hauptsächlich als standesgemäße Gelegenheit zu geselliger Unterhaltung. Noch im 4. und 5. Jahrzehnt trugen die regelmäßigen Winterkonzerte im Stadtkasino ein ziemlich aristokratisches Gepräge; aber es gab immer unter den Vornehmen wahre Kunstfreunde, die mit ihrem Geld und mit treuer Arbeit um das Gelingen der musikalischen Unternehmungen bemüht waren. Im Jahr 1829 war die Konzertgesellschaft neu gebildet worden und hatte zunächst für einige Jahre in dem Hessen Wassermann einen tüchtigen Direktor und ersten Geiger gefunden. In den Abonnementskonzerten

wurden neue Symphonien gespielt von einem Orchester, das noch zum größern Teil aus Dilettanten bestand. Für jede Saison pflegte man eine ständige Sängerin fest zu engagieren, wie z. B. die geschätzte Frl. Bildstein, die später die Gattin Ernst Reiters wurde. Daß die Musik auch in privaten Kreisen mit Begeisterung und Ernst betrieben wurde, ist selbstverständlich; im Jahr 1840 brachte Reiter ein Oratorium, das er zu einem von De Wette und einer Baslerin entworfenen Text komponiert hatte, im Ehrenfelser Hof zur Aufführung. Unter Reiter, der von 1839 an 35 Jahre lang die Konzerte und später zugleich den Gesangverein leitete, wurden die musikalischen Leistungen Basels auf die Höhe gebracht, die spätere Geschlechter als notwendige Ehrensache betrachteten. Andere aber hatten vorgearbeitet; besonders Ferdinand Laur, der als Gesangslehrer und erster Leiter des 1824 gegründeten Gesangvereins tätig war. Laur machte diesen gemischten Chor aus kleinen Anfängen zur Bewältigung großer Aufgaben fähig. Eine wichtige Probe seines Könnens mußte der Gesangverein in Verbindung mit dem etwas jüngern und volkstümlichern „Männerchor" im Jahr 1840 bestehen, als das schweizerische Musikfest vom 7. bis zum 9. Juli in Basel gefeiert wurde. Im Münster wurden Händels Samson, eine Beethovensche Symphonie und der 42. Psalm von Mendelssohn aufgeführt; 400 Sänger und 150 Musiker wirkten mit. Der Beginn des großen Festes war recht originell: Am Abend des 6. Juli war die ganze Stadt in Bewegung; viele Tausende standen auf der Pfalz, auf der Brücke und am Rheinweg, alle Halden und Höfe am Rhein und alle Fenster und Taglöcher der Rheinhäuser waren dicht besetzt, als die ostschweizerischen Gäste auf beflaggten und blumenbekränzten Schiffen in der Dämmerung angefahren kamen. Die Kanonen der St. Albanschanze donnerten, und der Männerchor und eine Blechmusik empfingen sie an der Estrade des neuen Kleinbasler Gesellschaftshauses. Dann ging der Zug durch die mit Harzpfannen erleuchteten Gassen nach dem Stadtkasino. Ein Kritiker klagte damals über die allzu hohen Preise der Konzerte, die alle Unbemittelten ausschlössen. In Basel sei eben die Losung Geld und abermals Geld und nochmals Geld. Ob dieser zornige Vorwurf irgendwie berechtigt war, sei dahingestellt; aber daß eben die Pflege der höhern Musik hauptsächlich eine Angelegenheit der vornehmen Kreise blieb, reizte in den vierziger Jahren bereits den Groll der sozial und politisch abseits Stehenden; als Ersatz verlangten sie für das Volk den uneingeschränkten Genuß des Theaters.

Daß aber in Basel das Theater nicht recht gedeihen konnte, war allbekannt. Es fehlte an einem festen Publikum: die Frommen betrachteten das Theater überhaupt als eine Einrichtung, die meist mit Sünde verbunden sei; das Konzertpublikum betrat seine Räume meist nur, wenn ein Konzert dort stattfand, z. B. als Franz Liszt im Jahr 1845 im Theater spielte, oder als eine europäische Berühmtheit wie die Rachel auf der Basler Bühne gastierte; die große Menge der Besucher wollte Rührung oder Unterhaltung haben und nur wenige suchten künstlerischen Genuß oder betrachteten das

Theater gar mit den Augen des jungen Schiller als moralische Anstalt. Die Behörden waren nicht recht darüber im klaren, ob eine Stadt von der Größe und geistigen Bedeutung Basels ein Theater brauche oder ob es dem Charakter der bürgerlichen Gesellschaft zu wenig entspreche. Jedenfalls sollte sein Unterhalt den Staat nichts kosten, es sollte ihm wenig zu schaffen machen und den herrschenden Sitten möglichst wenig Anstoß geben. Das neue Theater, das Architekt Berri erbaut hatte, wurde am 6. Oktober 1834 eingeweiht; es bot im Notfall 1200 Personen Platz, hatte aber nur 400 gute Sitzplätze. Die wechselnden Direktoren, die, von der Kommission der Theatergesellschaft engagiert, die Leitung der Vorstellungen für eine Saison unternahmen, hatten mit den größten Schwierigkeiten und meist mit drückenden Sorgen zu kämpfen. Allerdings genossen sie eine Subvention der Gesellschaft, aber sie hatten die Gagen des Personals, das Orchester, die Miete des Theatergebäudes, die Brandassekuranz, die Heizung, die Beleuchtung, die hohe Stempelgebühr u. a. m. zu bezahlen und konnten nur ausnahmsweise auf die Hilfe von Theaterfreunden rechnen. Die Vorstellungen begannen gewöhnlich schon um 6 Uhr, denn sie mußten bei Androhung von Buße um 9 Uhr zu Ende sein. „Man könnte meinen," schreibt 1836 ein Kritiker der baslerischen Sittengesetze, „die Hausfrauen hätten sich hinter die Kommission gesteckt, wenn man nicht durch solche Zweifel in die Wirksamkeit ihres Hausregiments ihnen unrecht täte." Jahre lang wurde nur dreimal wöchentlich gespielt; 8 Tage vor und nach Weihnachten war „geschlossene Zeit". Es war um so höher zu schätzen, daß der tüchtigste aller Theaterdirektoren, die damals in Basel wirkten, C. G. Hehl, trotz allen Schwierigkeiten immer wieder kam.

Die Wahl der Stücke mußte sich natürlich nach dem Geschmack des Publikums richten; denn dieses bilden zu wollen, konnte kein Direktor wagen. Die Oper drängte das Schauspiel, und das Lustspiel und Rührstück wiederum das ernste Drama stark zurück. In den vierziger Jahren ergötzten sich die Basler höchlich an dem damals modernen Benedix und ließen sich von den rührseligen Familienszenen der Charlotte Birch-Pfeiffer ergreifen. Doch stand auch der alte Kotzebue noch in hohen Ehren; an der Fastnacht 1841 erschienen im kostümierten Kinderzug auch beliebte Theaterfiguren: Gruppen aus „Freischütz", aus „Preciosa" und aus Kotzebues „Pachter Feldkümmel". Von den großen Dichtern wurde Schiller am meisten, Shakespeare dagegen wenig gespielt. Im März 1841 kündete der Direktor eine solche Aufführung unter folgendem Reklametitel an: „Porzia, das Musterbild der Frauen oder der Kaufmann von Venedig. Vom Dichterkönig Shakespeare, von dem bisher in Basel erst Hamlet dargestellt worden ist." Bedenklich an die sogenannten Schmieren erinnern manche Zugaben, die sich den Aufführungen als Lockmittel anschlossen: Musikalische Intermezzi, das Auftreten von Athleten oder Zauberkünstlern oder die Darstellung „mimisch-plastischer Tableaux" ernster und komischer Art.

Was die Behörden und auch die Bürger, die das Theater selten oder nie besuchten, am meisten beschäftigte und zu einer eigentlichen Staatsaffäre zu werden drohte, das war die Frage der Sonntagsvorstellungen. Schon bevor das neue Theater bestand, wurde von seinen Freunden der Versuch gemacht, dem „Bannfluch des Pietismus" zu trotzen und das Sonntagstheater für alle die zu erobern, die am Werktag keine Zeit zum Besuch hatten und denen am Sonntag das Konzert verschlossen war. Nachdem diese erste Petition abgewiesen worden war, vergingen acht Jahre, bis die Kommission selbst im Dezember 1842 mit der erneuten Bitte um Gestattung sonntäglicher Vorstellungen an den Rat gelangte. Diese Petition trug über 200 Unterschriften. Nun ließ der Rat die Frage durch das Justizkollegium, den Kirchenrat und den Stadtrat prüfen, und die Folge war eine nochmalige Abweisung des Gesuches durch alle Instanzen; auch der große Stadtrat und der Große Rat waren in ihrer Mehrheit gegen das Sonntagstheater. Die Gründe waren erstlich religiöser Art: der Sonntagsfriede müsse gewahrt bleiben; sonntägliche Theateraufführungen ständen im Widerspruch zu den frommen Sitten unseres christlichen Staates. Wenn von den Theaterfreunden das Beispiel von Bern, Zürich, Genf und Lausanne, wo man Sonntags spielte, angeführt wurde, so wies der Volksbote auf Neuenburg oder Elberfeld hin, die überhaupt kein Theater hätten, und auf den englischen und amerikanischen Sonntag. Im Stadtrat wurde sodann ausgeführt, das Theater sei doch keine Bildungsschule, sondern ein Vergnügen und eine Quelle leichtsinniger Ausgaben für die Unvermöglichen; es bringe Unordnung in manche Handwerkerfamilien, wenn die Gesellen vom gemeinsamen Nachtessen fortblieben, und auch der Fabrikarbeiter werde dem Hause entfremdet. Im Großen Rat wurde unter anderm daran erinnert, es sei vor kurzem das Stück „Der Weltuntergang durch den Kometen" aufgeführt worden und am andern Morgen sei darauf ein warnungsvoller Erdstoß erfolgt.

Der wüste Gassenspektakel, den an einem Sonntagabend im Januar 1843 Arbeiter und Gesellen vor dem erleuchteten Kasino machten, um das Konzert der bevorzugten Vornehmen zu stören, schadete den Bestrebungen der Theaterfreunde nur. Freilich war die flegelhafte Demonstration nur der rohe Ausdruck einer begreiflichen Entrüstung über ungleiche Behandlung. In Broschüren und Zeitungsartikeln wurde der Krieg noch Jahre lang fortgesetzt; aber der feste Halt der Regierung wurde nach und nach erschüttert: im Winter 1845 gab man zum erstenmal dem Theater drei Sonntage frei, und im folgenden Jahr erließ der Rat ein festes Regulativ für die Sonntagsvorstellungen. Diese Wendung hing bereits mit den politischen Ereignissen zusammen.

Bauunternehmungen. Die baulichen Veränderungen, die die sogenannte Regenerationszeit der Stadt Basel brachte, entsprachen so ziemlich ihrer gesamten damaligen Entwicklung. Keine rasch verlaufende Verwandlung erfolgte, wie etwa in Zürich;